

# LANDLEBEN

„Vieh“, sagte Pfarrer Horst Kasner, der verstorbene Vater von Angela Merkel, „das ist keine Sache, das sind lebende Wesen.“

## Der Schandfleck im Paradies

Die Deutschen wollen keine Massentierhaltung mehr. In den Dörfern schießen Bürgerinitiativen aus dem Boden, sobald ein großer Stall gebaut wird. Politisierte Künstler, Hoteliers und Ärzte sowie kampferprobte Altachtundsechziger werden gemeinsam zu Aktivisten. *Von Christina Hucklenbroich*

Gert Müller bringt seinen dunkelblauen Minivan vor dem Haupteingang der Schweinemastanlage zum Stehen. Er und seine Frau Sybilla Keitel sagen erst einmal nichts und lassen den Anblick auf den Besucher wirken. Das Berliner Ehepaar hat zehn Jahre Erfahrung damit, Journalisten ins brandenburgische Dörfchen Hassleben hinauszuführen und sie mit einer anderen, längst vergangenen Welt zu konfrontieren: mit dem landwirtschaftlichen System der DDR. 150 000 Schweine haben bis 1991 in dem Ort in der Uckermark gelebt. Seitdem steht die Anlage leer. Das still in der Herbstsonne daliegende Pförtnerhäuschen ist mit mehreren rot-weiß gestreiften Schlagbäumen gesichert, dahinter lassen sich zunächst nur die verbliebenen Fassaden der Verwaltungsgebäude erkennen. Gert Müller, der hauptberuflich Jazzposaunist und Musikhochschuldozent in Berlin ist, nebenberuflich aber seit zehn Jahren Aktivist im Kampf gegen die Wiederbelebung der riesigen Anlage, wendet den Wagen und fährt an der Westseite des Betriebs entlang.



Der Kern der Bürgerinitiative „Kontra Industrieschwein“ in der Uckermark: Gert Müller (links), Sybilla Keitel und Thomas Volpers, der Vize-Landesvorsitzende des BUND in Brandenburg. Foto Hucklenbroich

Vierhundert Meter lang und hundert Meter breit sind die beiden langen Stallhallen. Was in den achtziger Jahren hinter den Mauern vor sich ging, wissen Müller und Keitel von Zeitzeugen, die als Techniker und Tierärzte dort gearbeitet haben. „Dass Ferkel totgeschlagen wurden, war Usus“, sagt Müller. „Die Arbeiter hatten Asthma und brennende Augen. Öfter mal gab es Havarien: Pumpen gingen kaputt, der Strom fiel aus. Dann sind die schwimmbadgroßen Güllebecken übergelaufen in den Kuhzer See nebenan. Die Bäume im Dorf waren entlaubt. Die Leute haben gehustet und geflucht und nach der Wende gesagt: Nie wieder Schweinehaltung in Hassleben.“

Als im Jahr 2003 öffentlich wurde, dass der niederländische Investor Harrie van Gennip hier wieder 85 000 Schweine halten wollte, entstand eine Bürgerinitiative. Zur Hälfte besteht sie heute aus Berlinern, die wie Müller und Keitel ein Wochenendhaus in der Uckermark haben, zur anderen Hälfte aus Einheimischen. Elf Jahre lang konnten sie die Anlage bisher aufhal-

ten. Sie haben Bodenproben analysieren lassen, Brandschutzgutachten in Auftrag gegeben, Winddaten beim Wetterdienst erfragt und die Pipelines kartiert, mit denen die Gülle zu DDR-Zeiten auf die Acker geleitet worden war. Dreißig Mitglieder sind in der „BI Kontra Industrieschwein“ organisiert. Doch als sie in diesem Sommer zur Demo in den 300-Seelen-Ort Hassleben in der Einöde zwischen Templin und Prenzlau einluden, kamen tausend Menschen aus ganz Deutschland.

Viele dieser Demonstranten kämpfen in ihren eigenen Dörfern gegen große Tierställe. Denn die Hasslebener Bürgerinitiative – eine der ersten überhaupt – ist zum Flaggschiff einer deutschlandweiten Bewegung geworden: Inzwischen entsteht eine Bürgerinitiative, wo auch immer ein Landwirt sich vergrößern will. In Misselwarden bei Cuxhaven kämpft man gegen 50 000 Hühner, im schleswig-holsteinischen Satrup gegen sechstausend Ferkel, in Wrisse in Ostfriesland gegen 85 000 Junghennen, in Alt Telling in Mecklenburg gegen zehntausend Zuchtsauen.

„Vor ein paar Jahren noch entstanden nur in Gegenden mit wenig Landwirtschaft Bürgerinitiativen“, sagt der Agrarwissenschaftler Achim Spiller von der Universität Göttingen. Im Münsterland oder um Cloppenburg waren die Landwirte traditionell so einflussreich, dass ihre Bauvorhaben nicht in Frage gestellt wurden. „Dort hatten die Bauern funktionierende Netzwerke in Bürokratie und Verwaltung hinein.“ Gegenwind blieb aus. „Aber jetzt sind auch die Kernregionen betroffen“, sagt Spiller. „Bei den letzten Prüfungen, die ich vor ein paar Wochen hier abgehalten habe, berichteten fast alle Landwirtschaftsstudenten, die auf ihren Höfen daheim Tierhaltung betreiben, Probleme mit einer Bürgerinitiative zu haben.“

Spiller hat für wissenschaftliche Projekte die Beteiligten in betroffenen Dörfern befragt, schon vor Jahren die Gegner der Ställe, kürzlich dann auch Bauern. „Überraschend war, dass Landwirte, die sich als politisch machtvoll wahrgenommen haben, besonders oft auf die Nase gefallen sind“, sagt er. Wer als Landwirt einen Stall mit Zehntausenden Tieren ins Umfeld einer Wohngegend setzen will, muss heute demütig auftreten, kompromissbereit sein. „Die Landwirte müssen werben, Überzeugungsarbeit leisten“, erklärt Spiller. Ein „kerngesundes Selbstbewusstsein“ sei dabei hinderlich. Die Bürgerinitiativen seien anfangs noch vorwiegend ein „Not-in-my-backyard“-Phänomen gewesen, man fürchtete um den Wert des Einfamilienhauses. „Jetzt vermischt sich das mit einer größeren gesellschaftlichen Debatte über Ethik in der landwirtschaftlichen Tierhaltung“, sagt Spiller. „Die ethische Seite ist das, was uns wirklich umtreibt“, sagt auch Sybilla Keitel. „Wie mit Hochleistungskühen umgegangen wird, wie man Ferkel in Großbetrieben an die Brüstung knallt.“ Aber sie weiß: „Das interessiert keine Behörde, weshalb wir im-



Glück auf Stroh statt auf Spaltenböden – wie in der guten alten Zeit? Foto SZ Photo

mer über Stickstoff reden.“ Es geht um die Umwelt; Stickstoff aus Gülle und Abflut vergiftet Böden, lässt Arten sterben, die auf nährstoffarmen Grund angewiesen sind.

Während Keitel und Müller erzählen, sitzen sie in der offenen Wohnküche ihres Wochenendhauses. Die West-Berliner kauften vor zwanzig Jahren ein Stück vom Paradies: ein ehemaliges Waldhüterhäuschen unweit von Templin, umgeben von einem wilden Garten, versteckt hinter einem verwunschenen Birkenwäldchen. Ein Badensee liegt nur ein paar hundert Meter entfernt im Wald. Das Paar ersetzte den PVC-Boden des Hauses durch Holz, die braunen DDR-Tapeten durch weiße Farbe. Der Musiker Müller richtete sich ein schallgedämpftes Zimmer ein, seine Frau, die Malerin ist, ein Atelier. Anfangs beobachteten ihre Kinder hier oft Feldhamster, Frösche und Schmetterlinge, doch die seien immer seltener geworden. Keitel und Müller sehen sich auch wegen

des Artenschutzes in der Pflicht, Widerstand gegen die Anlage zu leisten, die sieben Kilometer Luftlinie entfernt ist.

Sie fühlen sich dabei aufgehoben in einer großen Gemeinschaft: Die deutschen Bürgerinitiativen schließen sich inzwischen überregional zusammen zu Bündnissen wie „Bauernhöfe statt Agrarfabriken“. Bis zu 30 000 Menschen marschieren in jedem Januar durch Berlin, um unter dem Motto „Wir haben es satt“ gegen industrielle Tierhaltung zu protestieren.

Auch wenn gerade nicht demonstriert wird, laufen die Fäden in Berlin zusammen, und zwar in einer ruhigen Straße am Köllnischen Park in Mitte, in den Büroräumen des Umweltverbandes BUND. Seit mehr als einem Jahrzehnt macht die gelernte Landwirtin Reinhild Benning, Leiterin der Abteilung Agrarpolitik, von hier aus Lobbyarbeit für den BUND. „Wir haben inzwischen Kontakt zu 250 Bürgerinitiativen“, sagt Benning. Wöchentlich komme eine neue hinzu. Es gab eine Zeit,

in der sich täglich mehrere Bürgerinitiativen von Benning beraten ließen – das war vor sechs bis acht Jahren. Neue gesetzliche Regelungen hatten damals die Schwellenwerte für die Tierzahlen heraufgesetzt, ab denen komplexe Genehmigungsverfahren notwendig wurden. „Wir beobachten, dass Betriebe heute nicht mehr um fünfzig oder hundert Tiere aufstocken, sondern von fünfzehnhundert auf zweitausend erhöhen“, erklärt Benning. Für viele Anwohner ist das „Massentierhaltung“. Sie beginnt, fand Achim Spiller heraus, für die Deutschen bei 500 Kühen, 1000 Schweinen oder 5000 Hühnern.

Reinhild Benning sagt, man wolle nicht einfach nur kleinere Bestände. Die Größe der Betriebe soll sich an den Flächen des Bauern orientieren, Weidehaltung im Mittelpunkt stehen, die Futtermittel sollen aus der Heimat stammen und die Produkte regional vermarktet werden. Bürgerinitiativen mit diesen Zielen trifft oft der Vorwurf, sie seien naive Romantiker, die

sich einer unausweichlichen Modernisierung der Landwirtschaft verschlossen. Benning widerspricht: „Die Mitglieder der Bürgerinitiativen entwickeln sich zu hochgebildeten Experten. Im Osten finden wir viele geläuterte Mitarbeiter stillgelegter Anlagen, im Westen treten zunehmend Jugendliche bei.“ In Mecklenburg kämpften Hoteliers, im Münsterland seien es Ärzte, die vor antibiotikaresistenten Bakterien aus der Tiermast warnen.

Einer dieser Mediziner ist Hans Peter Ammann. Vor vierzig Jahren kauften er und seine Frau Mechthild im Westmünsterland eine alte Schule, eins der Klassenzimmer ist heute ihr Wohnzimmer, ein Flügel und eine lange Tafel passen hinein. Nebenbei ist das Atelier von Mechthild Ammann, die Malerin und Bildhauerin ist. Im Garten stehen ihre Skulpturen aus Beton und Sandstein. Die Figuren sind hohl, darin haben sich Meisen, Kleiber, Fledermäuse und Hornissen eingenistet.

Auch dieses Paradies ist in Gefahr. Hans Peter Ammann sitzt an seinem Kamin und breitet die Arme aus: „In einem Kilometer Umkreis um mein Haus befinden sich eine Million Tierplätze“, sagt er. Ammann ist pensionierter Gynäkologe, ein imposanter Mann von siebzig Jahren. Er wohnt unter Bauern, im Ortsteil Westhellen, auf einem Hügel. Schaut er ins Tal hinab nach Osthellen, blickt er auf eine Halle, unter deren Photovoltaikdach 125 000 Legehennen leben. Dahinter folgen Masthähnchen, Puten, Schweine und Milchkühe in riesigen Beständen. Vor sechs Jahren gründete Ammann die „Bürgerinitiative für den Werterhalt der Region Billerbeck“. Seitdem kamen zehn Ställe hinzu. So gesehen war der Protest nicht durchschlagend erfolgreich. Aber Reinhild Benning erzählt, dass die meisten Initiativen nicht aufhören zu kämpfen, auch wenn Ställe genehmigt sind. „Sie fordern Filteranlagen, zählen verendete Schweine. Wo staatliche Kontrollen versagen, werden Bürgerinitiativen zu Kontrolluren der industrialisierten Tierhaltung.“

Die Ammanns haben das Gefühl, etwas erreicht zu haben. Der Widerstand habe schon mehrere Landwirte dazu gebracht, ihr Bauvorhaben wieder aufzugeben, sagt Mechthild Ammann. Einmal hat ihr eine Bäuerin im Vertrauen gesagt, sie fände ihr Engagement gut, dürfe dies aber in ihrem Bekanntenkreis nicht laut sagen, sonst würde sie ausgegrenzt. Im brandenburgischen Hassleben geht es rauer zu, hier gibt es schon eine Gegeninitiative „Pro Schwein“, deren Mitglieder den Investor stützen und auf Arbeitsplätze hoffen.

Der Widerstand gegen riesige Tierbestände bleibt vorerst ein Widerstand der Zugezogenen und zugleich gesellschaftlich Etablierten: Politisierte Künstler wie das Ehepaar Müller-Keitel, kampferprobte Altachtundsechziger wie die Ammanns. Wer in Brandenburg Kinder hat, die eine Lehrstelle brauchen, oder wer als Handwerker auf Aufträge angewiesen ist, der kann diesen Protest nicht offen mittragen. Wer sich im uckermärkischen Fall durchsetzt, ist zudem noch immer unklar. Van Gennip will inzwischen nur noch 37 000 Schweine in Hassleben halten und hat vor einem Jahr schließlich die Genehmigung erhalten. Vorerst hält ihn noch ein Widerspruch der Bürgerinitiative auf.

Vielleicht geht es am Ende nicht nur darum, wer gewinnt. Im Osten hat der Kampf gegen die Riesenmast auch etwas mit Vergangenheitsbewältigung zu tun. Viele erinnern sich noch daran, wie die Arbeiter in den riesigen DDR-Anlagen litten und verrohten. Pfarrer Horst Kasner, der inzwischen verstorbene Vater von Angela Merkel, der das Pastoralkolleg im nahen Templin geleitet hat, hielt bei einer der ersten Demos der Bürgerinitiative eine flammende Rede: „Vieh, das ist keine Sache, das sind lebende Wesen, denen eine ihnen entsprechende Ehrfurcht gebührt“, sagte Kasner. „Wer sie ihnen vorenthält, entwürdigt nicht nur das Tier, sondern auch sich selbst. Bei industrieller Massentierhaltung nimmt der Mensch Schaden.“

In der Nähe des kleinen Ortes in Schleswig-Holstein, wo ich seit Jahren immer wieder ein paar erholsame Tage verbringe, gibt es eine spitz zulaufende Weide. Auf der einen Seite führt eine belebte Straße vorbei, die zur Autobahn nach Hamburg führt. Auf der anderen Seite liegt eine Allee mit sehr alten Eichen. Dies, zusammen mit einem durchdringlichen Gebüsch an der Stirnseite, waren jahrelang die Grenzen der Welt für einen Wallach. Er war schwarz und ein bisschen zu mager. Wahrscheinlich lag es an seinem dünnen Hals, dass sein Kopf so klobig wirkte. Immer, wenn ich an der Weide vorbeifuhr, sah ich ihn da stehen und Gras rupfen oder auch einfach nur da stehen. Die Kruppe hielt er stets in den Wind, so dass die langen, schwarzen Schweifhaare zwischen seinen Hinterbeinen hindurchwehten. Er fraß sich langsam über die Wiese, stand zwischendurch lange am selben Fleck mit seinem wehenden Schweif. Nach einem anderen Wallach, den ich früher gekannt hatte und dem er ähnlich sah, gab ich ihm für mich den Namen Till.

In den ersten Jahren hob Till noch von Zeit zu Zeit den klobigen Kopf, so als lauschte er auf fernes Hufgetrappel, vielleicht in der Hoffnung, es könnte näher kommen. Immer wieder legte ich meine Spaziergänge so, dass ich an seiner Weide vorbeikam. Dort rief ich nach ihm. Er schien stets kurz zu zweifeln, ob er wirklich gemeint war, und setzte sich erst nach einem Zögern in Bewegung. Ich rupfte ein paar Büschel Gras vom Wiesenrain und

hielt sie ihm hin, er nahm sie vorsichtig mit seinen samtigen Lippen und kaute sie geräuschvoll. Wenn ich weiterging, begleitete er mich auf seiner Seite des hölzernen Zauns bis zum Ende der Weide, dort blieb er stehen und sah mir hinterher. In solchen Momenten hatte ich immer das Gefühl, er rief mich zurück, und jedes Mal drehte ich nach ein paar Schritten um, stellte mich noch einmal an den Zaun, streichelte seinen Hals und sprach mit ihm, aber nach kurzer Zeit verlor ich die Geduld und ging weiter.

Ich hatte den Eindruck, dass Till immer da war, obwohl Anwohner mir erzählten, er werde ab und zu von seinem Besitzer geritten. Aber an seiner Einsamkeit änderte das offensichtlich nichts. Auf der einen Seite seiner Weide brummte jeden Tag eine endlose Reihe von Autos vorbei, auf der anderen Seite wechselten die Eichen mit den Jahreszeiten die Farbe ihres Laubs, Till aber stand da, rupfte Gras und veränderte sich ganz langsam.

Wie es in seinem Herzen aussah, kann kein Mensch erraten. Pferde brauchen eine Herde, nicht nur zur Unterhaltung und zum gegenseitigen Fellknabbern, sondern zum Schutz vor Raubtieren. Ein Pferd allein kann in Freiheit nicht überleben. Till sah sich also ständig in Lebensgefahr. Er konnte sich nie entspannen, weil er sich immer bedroht fühlte. Wenn sich eine Gruppe von Pferden auf der Weide befindet, legen sich nie alle gleichzeitig ins Gras. Eines bleibt immer stehen und hält Wache. Wenn zwei Pferde auf der Weide zusammen sind, schläft immer nur eines,

## Till

Von Evi Simeoni



Nein, nicht Till – aber sein Blick. Foto Jacques Toffi

das andere passt auf. Und wenn nur ein Pferd auf der Weide steht? Wer bewacht dann seinen Schlaf?

Ich hörte, dass mehrere Leute aus der Gegend dem Besitzer ins Gewissen geredet hatten, aber er wollte kein zweites Pferd finanzieren, nur um seinem Wallach einen Kameraden zu geben, und so blieb er allein. Nach ein paar Jahren gelang es mir nicht mehr, Till an den Zaun zu locken. Er hörte mein Rufen, hob den Kopf nur kurz und wandte sich gleich wieder dem Gras zu. Ich rupfte Büschel vom Rain und hielt sie ihm hin, aber Till interessierte sich nicht mehr dafür, und ich musste sie wegwerfen. Der Wind bewegte seinen Schweif. Über den Zaun zu klettern, wagte ich nicht.

Ein Mensch kann einem Pferd sowieso keinen Artgenossen ersetzen. Die Anwohner erzählten mir von einer Stute aus der Gegend, der sogenannten Heraldik-Stute, die von dem Vollblüter Heraldik abstammte und deshalb besonders wertvoll war. Weil ihre Mutter kurz nach der Geburt an Hufrehe starb, musste sie von ihrem Züchter mit einem Fläschchen aufgezogen werden. Das führte aber nicht zu einer festen Bindung an den Züchter. Als die Heraldik-Stute erwachsen war, schlug sie vorne und hinten mit den Hufen nach ihm, wenn er ihr Hafer bringen wollte, sie biss ihn, und wenn sie an all dem gehindert wurde, pisste sie ihn an, so groß war ihre Wut, für die es keine Linderung gab.

Till aber blieb stumm. Sollte ihm seine Seele weh getan haben, so ließ er es niemanden spüren. Pferde haben keinen

Schmerzenslaut. Sie leiden lautlos, jedes Wehklagen würde nach Schwäche klingen und hungrige Feinde anlocken. Sein Blick ist vom Vorübergehn der Stunden so müd geworden, dass ihn nichts mehr hält. Das dachte ich, als ich ihn das letzte Mal besuchte. Nie mehr sah ich ihn den Kopf heben und lauschen, ob sich doch noch ein Hufgetrappel nähern könnte. Die Hoffnung war längst der Schwermut gewichen, und die Angst der Resignation.

Als ich wiederkam, im späten Frühjahr, die gelben Rapsfelder leuchteten bis zu Tills Weide hinüber, war er fort. Ein Dieb hatte mit einem Bolzenschneider das Vorhängeschloss an der Kette durchgeschnitten, mit der das Tor zu Tills Weide gesichert war. Der Dieb nahm ihn mit, niemand wusste, warum. Und wohin. Er war zu dünn gewesen, um als Fleischlieferant interessant zu sein. Ich fragte die Nachbarn, ob sie sich wohl vorstellen könnten, dass jemand ihn aus Mitgefühl gestohlen und mit einer Herde zusammengebracht habe, aber sie zuckten die Achseln. Angeblich hat die Mutter des Besitzers schmerzliche Tränen um ihn vergossen.

Heute lenke ich meine Spaziergänge nur noch selten an Tills Weide vorbei. Sie ist immer noch eingezäunt, aber kein Pferd steht mehr dort. Till dürfte nach so vielen Jahren nicht mehr am Leben sein, aber ich glaube zu fühlen, dass seine Einsamkeit und seine Traurigkeit hiergeblieben sind zwischen den Autos und den Eichen. Wenn ich doch einmal dort entlangkomme, beschleunige ich meine Schritte und bin rasch vorbei.